Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 16

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

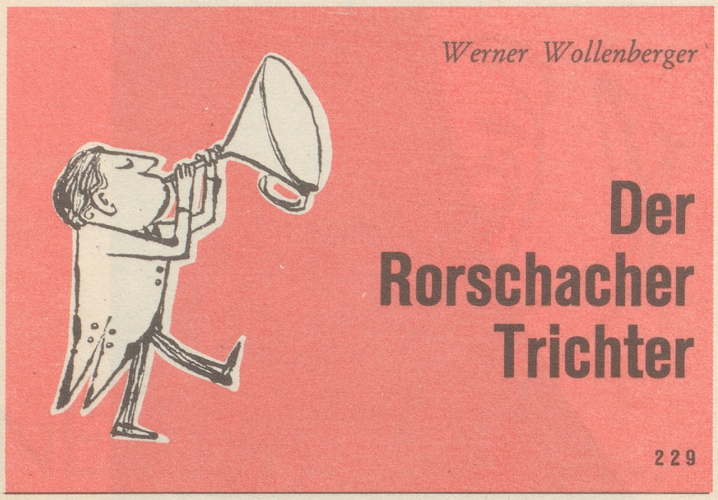
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Mein Freund Winnetou

Ich lese in einer sehr renommierten Zeitung, daß es dieser Tage fünfzig Jahre her sind, seit ein Sachse namens Karl May in die ewigen Jagdgründe eingegangen ist. Ich lese weiter, daß dieser Herr May eigentlich gar nicht May geheißen hat; daß er in der kleinen Stadt Radebeul bei Dresden als Sohn armer Eltern geboren wurde; daß er im Elend aufwuchs; daß er niemals in den Prärien Nordamerikas, nie in den Schluchten des Balkans und niemals in der Wüste, dafür aber diverse Jahre im Gefängnis war. Ich lese ferner, daß ...

Nein, ich lese das nicht mehr.

Ich lege die renommierte Zeitung beiseite und ich informiere mich nicht weiter über den seltsamen Geschichtenerzähler Karl May aus Radebeul.

Wozu auch?

Damals, als ich Karl May las, war ich noch nicht von der Gedankenblässe der Literaturkritik und der literarischen Forschung angekränkelt. Damals war es mir ganz egal, wer was warum und wann geschrieben hatte. Damals interessierte mich an einem Buch a) der farbige Umschlag und b) der farbige Inhalt. Und der Autor kein bißchen.

Karl May? – Wer war schon Karl May?

Ein Dichter?

Ach was! Er war – bestenfalls – der glückliche Mensch, der das unerhörte Glück hatte, dabei zu sein, wenn Old Shatterhand mit Winnetou am Lagerfeuer saß. Er war der Mann, dem ein gar gütiges Schicksal den Vorzug gegeben hatte, die Donnerbüchse zu kennen und den Schatz im Silbersee und den Skipetaren, der sich rächte.

Und hätte man mir damals erzählt, daß der Karl May niemals dem Old Shatterhand oder dem Old Surehand die herbe Hand gedrückt habe und daß er niemals in einer Karawanserei dem Hadschi Halef Omar zugehört und niemals beim Begräbnis von Winnetou assistiert habe, dann hätte ich den Erzähler ausgelacht. Denn bitte sehr, woher sollte es der Karl May denn gehabt haben, wenn er nicht dabei war, oder?

Und überhaupt: wie das im Detail so vor sich gegangen sei, interessierte mich ungeheuer wenig. Hauptsache, es war wahr und wenn es wahr war, dann war es schon gut. No Sir, den Karl May ließen wir uns nicht verekeln! Den machte uns kein Lehrer, kein besorgter Erzieher und kein Vater kleiner. Von dem wußten wir, daß er's wußte. Aus, basta, fertig, hugh, ich habe gesprochen!

Und deshalb lege ich also die renommierte Zeitung mit den aufklärenden Nachrichten über Karl May beiseite. Es gehen einem im Verlaufe der wechselvollen Zeiten ohnehin genügend Illusionen flöten. Man soll sich die paar wenigen, die man noch behält, nicht selber mutwillig zerstören. Den May wenigstens sollen sie mir nicht kaputtmachen. Den sollen sie mir lassen.

Da ich, anläßlich seines fünfzigsten Todestages, wieder von ihm höre, trägt mich der Klang seines Namens in das entlegene Bubenland zurück, in das verlorene Paradies der Knabenträume, in die traumhaften Bezirke einer Welt, die noch intakt war. Manchmal brach das Niedrige und Gemeine in sie ein, aber der Einbruch war nur temporär. Das Gute obsiegte, das Edle setzte sich durch, das Gerechte triumphierte. Es war eine Welt, in der zu leben sich lohnte und für die zu sterben etwas Erstrebenswertes war. Wenn Winnetou für immer die Augen schloß, dann war da ein Trost: er ließ eine bessere Welt zurück. Und es blieb die Hoffnung, daß im vierten Band ein Sohn auferstehe, ein junger Winnetou, gekommen in die Welt, sie vor dem Gemeinen zu bewahren.

Wir hatten einen, der ihn uns verekeln wollte, den Winnetou. Es war ein Deutschlehrer, ein kleiner, igelhaariger. In seiner Freizeit las er Rilke und dichtete anschließlich selber. Man sah es ihm an, wenn er gedichtet hatte. Er hatte dann so etwas Innerliches im feuchten Auge. Und manchmal griff er während des Unterrichtes zu einem kleinen Notizbuch, das er stets bei sich trug, und notierte sich eine Zeile oder auch nur einen Reim. ‹Licht› auf ‹Angesicht› vielleicht. Möglicherweise auch Originelleres.

Er hieß ‹Der Rilkerich›, und ich bin sicher, daß er ein wohlmeinender Mann war. Er pries uns den ‹Robinson› und den ‹Lederstrumpf› an; auch sprach er vom ‹Schimmelreiter›, von ‹Pole Popenspäler› und von Büchern, die ein gewisser Gerstäcker geschrieben habe. Außerdem wußte er von ‹Ein Kampf um Rom› zu berichten. Solange er uns solche Bücher nur vorschlug, akzeptierten wir ihn noch. Als er aber begann, den May systematisch zu zerzausen, war er für uns erledigt, endgültig und unrettbar. Bereits in der nächsten Stunde setzte er sich auf ein Luftkissen, das unangenehme Geräusche von sich gab und keiner war es gewesen. In der Folge fand er stets reichlich Löschpapier in seinem Tintenfaß und wenn er

mit Kreide etwas an die Wandtafel schreiben wollte, rutschte er regelmäßig auf Wachsstreifen aus. Während sehr langer Zeit riß die Kette seines Unglücks nicht mehr ab. Wir übten an ihm die Rache des Skipetaren und wir waren unglaublich erfinderisch dabei. Schließlich wechselte er zwar nicht seine Ansicht über Karl May, jedoch die Klasse. Bis tief in den sinkenden Abend hinein heulten wir an jenem denkwürdigen Tag den schauerlichen Triumphgesang der Irokesen oder der Huronen. In diesem Detail bin ich nicht mehr ganz sicher.

Der Rilkerich hatte einen Fehler begangen. Indem er uns den May vermiesen wollte, beleidigte er Winnetou. Das konnte nicht vergeben werden.

Winnetou ...

Ich bin nicht sehr gerne jung gewesen. Wenn ich die Tage meiner Kindheit überdenke, finde ich nicht viel Schönes. Aber die Stunden mit Winnetou werde ich nie mehr vergessen. Er war mein Freund, mein einziger, mein wirklicher, mein wahrhaftiger.

Wenn ich morgens erwachte, widerwillig wie kleine Buben zu erwachen pflegen, stand Winnetou neben meinem Bett. Scharf und dunkel hob sich sein Adlerprofil gegen das Fenster, in dem das graue Frühlicht stand. Ich blinzelte ihm zu. «Soll ich schon?» hieß das. Und Winnetou, der großzügige, schüttelte lächelnd seine einsame Feder. Also schlief ich noch ein bißchen weiter. Auf Winnetou konnte man sich allemal verlassen.

Im Unterricht saß er neben mir. Und wenn mich der ‹Dezimalbruch›, was unser Mathematiklehrer war, fragte, wie lange zwei Arbeiter für ein Haus brauchen, wenn sieben Arbeiter die Hälfte von neunzehn Arbeitern dafür brauchen und wenn ich es nicht wußte, dann konnte mir zwar der Winnetou auch nicht helfen. Aber der Gedanke, daß es Winnetou auch ohne solches Wissen zu Würde und Ansehen gebracht habe, tröstete mich ungemein.

Winnetou aß mit mir, Winnetou lernte mit mir lateinische Vokabeln, Winnetou lag mit mir im Grase und schaute den wechselnden Wolken nach und entdeckte in ihnen Gesichter und Untiere aus vergangenen Zeiten. Winnetou begleitete mich mit dem Tomahawk in der nervigen Rechten durch die gefahrvollen Dunkelheiten dämmernder Straßen, Winnetou setzte sich am Abend auf den Rand meines Bettes und erzählte mir von dem weiten westlichen Land, von Büffeln und Trappern und vom Adel seiner Väter in den ewigen Jagdgründen. Rötlich schimmerte sein edles Antlitz durch das Dunkel und seine Stimme war sanft und leise wie diejenige einer Mutter.

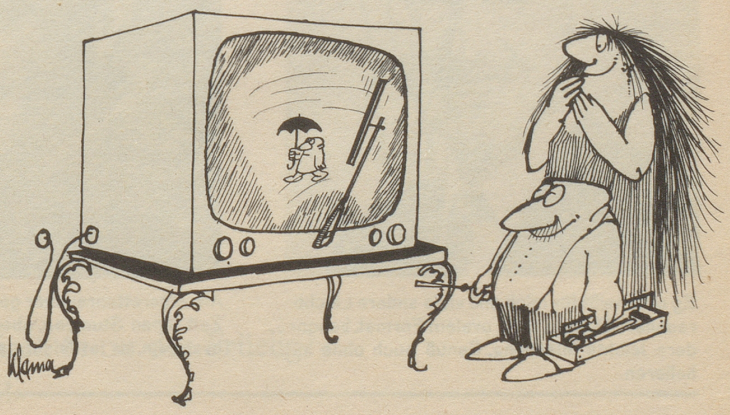
Als ich vierzehn war, habe ich Winnetou verraten.

Natürlich war ein Mädchen daran schuld. Immer sind es Mädchen, die daran schuld sind, wenn ein Mann seinen Freund Winnetou verrät.

Sie war etwas jünger und hatte viele Sommersprossen und einen einzigen Zopf, der ihr links über die Backe fiel. Die anderen fanden die Sommersprossen häßlich, aber ich schätzte jede einzelne davon.
Ich war gerne in ihrer Nähe, obwohl es beunruhigend war, in ihrer Nähe zu sein und obwohl sich Winnetou immer in die Büsche schlug, wenn ich mit ihr spazierenging. Wahrscheinlich wußte er, was ihm blühte.
Eines Nachmittages, die Sonne schien sehr hell, es war ungeheuer still in einem Wald, durch dessen Blätterwerk das Licht in Tropfen rann, da wurde meine Zuneigung zu dem Mädchen so groß, daß ich ihm meines Herzens tiefste Tiefen offenbarte. Und also erzählte ich ihr von meinem Freund Winnetou. Es war das schönste Geschenk, das ich ihr zu machen hatte und die Ernsthaftigkeit meiner Absichten ging daraus hervor, daß ich nichts so sehnlich wünschte, als daß sie in meinem Bunde mit Winnetou die Dritte sei.
Ihr Lachen schlug silbern durch den Wald.
«Aber Du glaubst doch nicht wirklich an diesen Winnetou?» sagte sie.
Ich sagte, daß ich an ihn glaube.
Ich betonte, daß es ihn gebe. Ich sprach mit Winnetou, der etwas abseits an einem Pfeil schnitzte. Ich pries ihr Winnetou in allen Farben. Ich erzählte ihr alles von Winnetou.
Als ich lange gesprochen hatte, war sie sehr still. Sie spielte nachdenklich mit ihrem Zopf. Dann stand sie auf, trat vor mich und sagte:
«Wenn Du die Wahl hast zwischen Deinem Winnetou und mir, wen nimmst Du dann?»
«Beide!» sagte ich.
«Das gilt nicht!» sagte sie.
Ich zögerte.
«Wen?» fragte sie.
«Dich!» sagte ich.
Da freute sie sich sehr, aber mir war auf einmal ganz traurig zu Mute, und als ich nach Winnetou blickte, wußte ich schon, daß er nicht mehr da sein würde, und er war auch nicht mehr da, nur ein kleines Mädchen mit Sommersprossen war da und die Sommersprossen gefielen mir auf einmal gar nicht mehr besonders.
Winnetou kam nicht wieder.
Möglich, daß ich das Blatt der renommierten Zeitung mit der Biographie von Karl May beiseitegelegt habe, weil ich meinen Freund Winnetou nicht ein zweitesmal verraten wollte.

Die Glosse:

Du sollst Dir kein Bildnis machen!

Und also geschah es zu Santa Monica im Tale der Hollywooditer, daß aufstand ein Mann, genannt Samuel, Sohn des Bronston, und sprach: «Auf, lasset uns ein Bildnis machen in Cinemascope, Technicolor und dauern soll es drei Stunden!» Und da er gesprochen hatte, erhoben sich seine Getreuen und ...
Nein, meine Damen und Herren, ich möchte nicht, daß man mich der Blasphemie zeihe, denn es geht mir darum, gegen eine bereits begangene Blasphemie einzuschreiten. Und deshalb höre ich also auf, in biblischem Stil von einem Bibelfilm, den dieser Tage ein gewisser Mister Bronston auch in der Schweiz vorführt, zu berichten.
Der Streifen heißt ‹König der Könige› und erzählt nichts anderes denn das Leben Christi von Geburt bis zum bitteren Tod am Kreuz.
Und er tut das, ich will es gleich betonen, auf eine Weise, die so geschmacklos nicht einmal ist. Das heißt: in Anbetracht der Tatsache, daß es noch viel schlimmer hätte werden können, ist es noch nicht einmal so schlimm.
Aber: das reicht nicht!
Die Tatsache, daß dieser Film noch kitschiger, noch süßlicher, noch gräßlicher hätte werden können, genügt nicht, um ihn überhaupt zu rechtfertigen. In Tat und Wahrheit gibt es überhaupt keine Rechtfertigung für einen solchen Film. Man macht ihn nicht.
Eine Zwischenfrage: warum eigentlich nicht?
Es ist doch, könnte man meinen, weiter nichts Böses dabei. Man zeigt das Leben und das Leiden des Erlösers, man schildert sein irdisches Wirken und man gibt seine Botschaft, die in Ewigkeit gültig ist, wider. Und man erzählt zur gleichen Zeit von den Wirren der Zeit, in der er lebte, von der römischen Besetzung, von dem Tyrannen Herodes, von dem Streber Pilatus, von Lucius, von der grausamen Salome und dem armen Johannes dem Täufer.
Es ist doch, könnte man meinen, ein legitimes Unterfangen.
Und wer weiß, ob das Wort des Herrn nicht auch auf diese Weise Verbreitung finden kann. Wer weiß, ob nicht irgendeinen Kinogänger die große Botschaft anrühre? Wer weiß, ob nicht in die verstockte Seele des Mannes in der dritten Reihe links das Samenkorn falle und aufgehe auf diese unerwartete und seltsame Weise? Die Wege des Herrn sind schließlich wunderbar, oder nicht?
Trotzdem: es geht nicht.
Wenn es so etwas wie die Sünde wider den Geist tatsächlich geben sollte, dann wird sie in solchen Filmen begangen.
Besser: durch solche Filme!
Ich spreche nicht davon, daß man nicht gleichzeitig dem Herrn und dem Mammon dienen kann. Mit anderen Worten: ich spreche nicht davon, daß dieser Film lediglich gemacht wurde, weil jemand ein großes Geschäft machen wollte. Sonderbarerweise stört mich das am wenigsten. Vielleicht stört es mich nicht, weil ich weiß, daß mit Christus schon andere, die nicht vom Film sind, ihre Geschäfte gemacht haben. Vielleicht stört es mich nicht, weil ich weiß, daß im Namen Gottes immer wieder Geschäfte getätigt werden und daß sich daran wohl nichts ändern wird bis ans Ende der Zeit.
Ich spreche davon, daß ein solcher Film den Geist der Bibel verletzt. Indem er darstellt, entstellt er.
Es beginnt mit der Figur Christi.
Die wird im Film von einem Mann namens Jeffrey Hunter gespielt. Hunter trägt zu diesem Zweck lange Haare und ein einfaches Gewand. Manchmal trägt er auch einen Stock, immer aber trägt er leuchtend-blaue Augen und immerzu blickt er verinnerlicht.
Und nun frage ich: wie kommen die in Hollywood dazu, mir einen solchen Christus zu offerieren? Meiner sieht anders aus. Meiner ist kein Kitschbild. Meinen Christus hat Grünewald gemalt. Und nicht einmal Grünewald hat ihn ganz getroffen, denn mein Christus ist nicht zu porträtieren. Er ist vielleicht auch ein Mensch, er hat vielleicht auch das Gesicht eines Menschen, die Gestalt eines Menschen, die Bewegungen eines Menschen. Aber eigentlich habe ich nur Ahnungen von diesem Gesicht, dieser Gestalt, diesen Bewegungen.

Aber eigentlich ist mein Christus ein Prinzip, ein geistiges, ein durchaus nicht vorstellbares. Er ist eine Stimme, ein Trost, ein Donner, eine Güte, eine Angst, eine Liebe. Er ist die Sonne und der Himmel und der Horizont und das Meer und der Wald.
Er ist ...
Er ist definitiv nicht Jeffrey Hunter, auch wenn sich Mister Hunter Mühe gibt, nirgends peinlich zu werden.
Und dann:
Darf dieses Leben, darf solches Leiden um die Menschheit Schauspiel werden? Buntes Spektakel? Billige Unterhaltung?
Und als Unterhaltung ist dieser Film gedacht. Immer und immer wieder versucht er in spektakulären Massenszenen, in Kämpfen, in Schlachten jenes Interesse, das anläßlich der stilleren Passagen erlahmen könnte, wieder aufzurütteln.
Wen aber die Bergpredigt nicht aufrüttelt, den soll der realistisch geschilderte Aufstand des Barabbas aufrütteln?
Ich schlage vor: lesen Sie in den drei Stunden, die dieser Film dauert, nur einen einzigen Abschnitt aus dem Neuen Testament.
Sie haben mehr davon!
Und denken Sie an das Wort, das da ungefähr so heißt: «Der Satan geht umher wie ein brüllender Metro-Goldwyn-Mayer-Löwe, zu suchen, wen er verschlinge!»